Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig.

Nummer 52. Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf., direct unter Kreuzband 3 M. 20 Pf. pro Quartal. Berlin, 24. Dezember 1888. Insertions-Preis pro fünfgespaltene Colonelzeile oder deren Raum 40 Pf. XII. Jahrgang.

An unsere Leser.

Aus technischen Gründen haben wir uns entschlossen, vom 1. Januar 1889 ab das „Deutsche Montags-Blatt" mit der Montags-Ausgabe des Berliner Tageblatts, deren beiderseitiger Inhalt schon fast identisch war, völlig zu verschmelzen. Es wird uns dadurch möglich gemacht, den bisherigen Abonnenten des Deutschen Montags-Blatts ein Wochenblatt gleichen Inhalts zu dem wesentlich niedrigeren Preise von

nur **1 M. 50 Pf.** pro Quartal

zu liefern, ohne die Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Gebotenen irgendwie einzuschränken. Im Gegentheil soll dadurch eine regere Pflege der Actualität ermöglicht werden.

Wir hoffen, daß unsere langjährigen Freunde ungeachtet des Titelwechsels auch weiterhin Anhänger unseres Montags-Blatts bleiben werden, und fordern sie auf, fortan

die **Montags-Ausgabe des Berliner Tageblatts,**

auf welche ein **Separat-Abonnement** hiermit eröffnet wird, zum Vierteljahrspreise von **1 M. 50 Pf.** bei der nächstgelegenen Postanstalt (Post-Zeitungskatalog Nr. 860) zu bestellen.

Redaction und Verlag des
Deutschen Montags-Blatts und des Berliner Tageblatts.

Sonntags-Telegramme.

Bth. Rom, 22. Dezember, 9 Uhr 25 Min. Vormittags. Bei der heute in der Deputirtenkammer fortgesetzten Debatte über die Militärvorlage erzielte das Kabinet einen glänzenden Sieg. Gegenüber den Angriffen des allianzfeindlichen Deputirten Cavallotti vertheidigten die Deputirten de Renzis und Nicotera die Regierung. Letzterer erklärte, die Steuerkraft des Landes sei nicht im Geringsten erschöpft, nicht von Italien, sondern von Frankreich gingen die fortwährenden Akte der Provokation aus. Der Ministerpräsident Crispi erklärte, die militärischen Maßnahmen ständen mit der auswärtigen Politik nicht in Verbindung, seien vielmehr die einfache Folge der bereits angenommenen Gesetze in Betreff der Grenzbefestigungen und der Vervollständigung der Bewaffnung. Zu diesem Zwecke seien noch Opfer nothwendig, und es wäre ein Verbrechen, mit denselben zu zögern. Crispi glaubt, daß die Finanzlage allzu schwarz dargestellt worden sei, und beweist dies mit den Ziffern des Budgets. Sowohl mit Rücksicht auf die politische Lage Europas als auch auf die Stellung Italiens müßten die Befestigungen und die Organisirung der Armee und der Flotte vervollständigt werden. Die Regierung wolle keinen Krieg, dürfe sich aber nicht unvorbereitet antreffen lassen. Ob Italien mit den Centralmächten alliirt oder isolirt sei, immer müsse es seine Ausrüstung vervollständigen. Man habe niemals einen gemäßigten Staat gesehen, der nicht stark gewesen sei. Die schwachen Staaten blieben stets zurück, Italien aber müsse mit den anderen Nationen fortschreiten, dies hätten der große König, der große Staatsmann (Cavour) und der große General (Garibaldi) gewollt. Wenn jener König, der die Italiener nach Rom geführt, gewisse, heute gesprochenen Worte, gehört hätte, würde er geweint haben. Unter Hinweis auf das Andenken an unsere drei großen Männer verlangte der Minister ein vollständiges Vertrauensvotum und nahm deshalb die Tagesordnung Geymets an, welche die internationale und die militärische Politik der Regierung billige. (Wiederholter lebhafter Beifall.) Hierauf wurden alle Tagesordnungen zurückgezogen, nur Bantaeo (äußerste Linke) beharrte auf seiner Tagesordnung, welche die Vorlegung des italienischen Allianzvertrages mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland verlangte, um zu sehen, ob derselbe den nationalen Interessen entspreche. Diese Tagesordnung wurde mit allen Stimmen gegen die Stimmen der Linken abgelehnt und die von Geymet eingebrachte Tagesordnung in namentlicher Abstimmung mit 231 gegen 45 Stimmen angenommen. 10 Deputirte enthielten sich der Abstimmung. Morgen beginnt die Spezialberathung. Der Präsident theilte mit, daß der Finanzminister Magliani wegen Erkrankung sein Finanzexposé morgen nicht geben könne. Einige Abendblätter wollen wissen, der Finanzminister habe seine Demission eingereicht.

W. T. B. Petersburg, 23. Dezember. Laut einer offiziellen Bekanntmachung des Finanzministeriums wird die zweite Serie der gegen Gold emittirten Kreditbillets im Betrage von 15 Millionen Rubel dem Verkehr entzogen.

W. T. B. Wien, 23. Dezember, Vorm. 11 Uhr — M. Privat-Verkehr. Oesterr. Kreditaktien 307,40. 4proz. ungar. Goldrente 101,95. Fest.

□ Politische Wochenschau.

Von **Arthur Levysohn.**

Der in Frankreich schon seit Jahrzehnten legendenhaft gewordene „Zuckerbäckerfrieden", welcher dem Streit der Parteien in der Zeit vor Weihnacht und Neujahr aus Geschäftsrücksichten Einhalt thun sollte, hat sich auch in diesem Jahre nicht eingestellt. War es doch diesmal sogar die sonst so behäbige Körperschaft des Senats, aus welcher heraus das Signal gegeben wurde, damit die Geister aufeinanderplatzten. Herr Challemel-Lacour, der einst der Energie und Thatkraft Gambettas mit seinem Gedankenreichthum und seiner staatswissenschaftlichen Bildung als aushelfender Faktor hilfreich zur Seite gestanden, hielt den Augenblick für gekommen, um angesichts der wachsenden Boulanger-Gefahr den äußersten Alarmruf auszustoßen und die anscheinend schlafenden Wächter auf den Zinnen der Republik zu wecken.

So verdienstvoll an sich ein solches Unterfangen sein kann, so wenig vermag ich an den Erfolg dieser Uebertragung der Figur des „getreuen Eckart" ins Französische zu glauben. Die Anklagen, welche der warnende und mahnende Redner gegen die zur Zeit am Ruder befindliche Regierung schleuderte, trieben, so verdient und wohlbegründet sie immer sein mochten, doch lediglich Wasser auf die Mühle aller Widersacher der republikanischen Staatsform, für deren untergrabende Propaganda Herr Challemel-Lacour somit nur neues Material zu Tage gefördert hat. Sein Appell aber an die Parteien der Rechten, sich mit den gemäßigten Republikanern zu verbinden, um im Interesse des Vaterlandes ebensowohl die Gefahren des Radikalismus als diejenigen des Boulangismus, d. h. der politischen „gesellschaftsrettenden" Säbelherrschaft zu beschwören, dieser Appell ist im Vornhinein verurtheilt, ungehört zu verhallen. Hält es doch jede der verschiedenen Parteien dieser Richtung, welche jetzt offen und insgeheim die boulangistische Bewegung schüren und unterstützen, für eine ausgemachte Sache, daß der brave General schließlich nur dazu da sei, für die Orleans oder die Bonapartes die Kastanien aus dem republikanischen Feuer zu holen und sich somit im entscheidenden Moment um die Früchte seiner politischen Maulwurfsarbeit betrügen zu lassen.

Wo solche egoistische Ueberzeugungen die Herzen schwellen, da ist die Anrufung des Vaterlandsgefühls verlorene Liebesmüh. Der absteigende Lebenslauf der Republik in Frankreich läßt sich nicht mehr in Abrede stellen, und die zahlreichen Begehungs- wie Unterlassungssünden der seit achtzehn Jahren die Geschäfte führenden Gesellschaftsklassen gestatten die Annahme, daß ihrer Herrschaft nur noch eine sehr kurze Frist gegeben sein dürfte. Solche Umwälzungen vollziehen sich jenseits der Vogesen schlechterdings mit ganz anderer Vehemenz, wie etwa die Uebergänge der Gewalten in England, wo eine aristokratische Schicht die andere einfach abzulösen pflegt.

Das Ministerium Salisbury schien dicht vor einer solchen Katastrophe zu stehen, als der Sieg des Generals Grenfell bei Suakin über die jene Stadt bedrohenden Schaaren des Machdi allen Befürchtungen der Möglichkeit eines nahen Kabinetswechsel vorläufig ein Ziel setzte. Die Opposition im Parlamente, welche schon mit Unterstützung des abtrünnigen Konservativen Sir Randolph Churchill sich angeschickt hatte, einige Minen zum Sturze Salisburys aufflatiern zu lassen, mußte sich vor „der brutalen Thatsache" des englischen Sieges für jetzt noch bescheiden lernen. Der Versuch des sudanesischen Heerführers, Osman Digma, die Engländer durch die frei erfundene Botschaft ins Bockshorn zu jagen, Emin Pascha und Stanley seien beide in der Gewalt des Machdi und seiner Getreuen, sollte sich alsbald als das erweisen, wofür man ihn zumeist gleich gehalten, als eine Kriegslist. Denn die gleich darauf eingelaufenen Meldungen, daß Emin und Stanley plötzlich gerettet und in guter Gesundheit am Aruwimi, einem Nebenflusse des Kongo, aufgetaucht seien, klangen so bestimmt, daß man wenigstens berechtigt war, die Botschaft Osman Digmas mit bedeutendem Zweifel aufzunehmen.

Wenn sich diese Rettung der beiden kühnen Kultur-Pioniere schließlich bestätigen sollte, so würde freilich zunächst der Thatendurst unserer patentirten Emin Pascha-Retter ungestillt bleiben müssen. Denn wenn Emin mit Stanley wohlbehalten aus der innerafrikanischen Mausefalle entkommen wäre, in welche man ihnen hatte Hilfe bringen wollen, so bliebe unserem Emin Pascha-Komitee, welches noch immer den imaginären 150,000 Mark des Herrn Riebeck in Halle nachweint, die ihm unsere „Nationalen" so phantasiereich zur Verfügung gestellt, so bliebe dem deutschen Emin Pascha-Komitee, Herrn von Bennigsen an der Spitze, nichts übrig, als den Dohmschen Coupletvers zu variiren: „Anton, steck den Degen ein!"

Merkwürdig! Unsere „Nationalen" haben Unglück mit dem Golde, an und nach welchem auch sie, in Beherzigung Goethescher Weisheit, „hängen und drängen". Erst berauschen sie sich an der „nationalen" Großthat des Halleschen Bürgers, der für die idealen Zwecke des Emin-Kreuzzuges 150,000 Mark gespendet haben sollte, die dann unter den Händen der dichtenden Genossen so bald verduften sollten. Aber hier handelt es sich doch blos um wirklich ungezahlt gebliebene Gelder, während die Berliner „Nationalen" alle Hände voll zu thun haben, um Diejenigen ausfindig zu machen, welche bei der letzten Reichstagswahlkampagne die famosen Bleichröderschen Silberlinge behufs Auskaufung der Kandidatur des „schwarzen Cremer" in Empfang genommen haben. Diese Silberlinge sind sicher bezahlt worden. Aber die Quittung des Empfängers scheint verloren gegangen zu sein, und so ist dieser Ehrenmann auch der peinvollen Mühe überhoben, darüber Rechnung ablegen zu müssen.

Es ist ein Glück, daß diese Bleichröderschen Summen ebensowenig Staatsgelder sind, als mit ihnen Staat zu machen ist. Denn wenn das der Fall wäre und der Kasus spielte etwa in Rumänien, so wäre eine harte Bestrafung vorauszusehen, wie sie jetzt den ehemaligen rumänischen Kriegsminister getroffen, dem man scharf auf die Finger gesehen und dabei entdeckt hat, daß beträchtliche Summen daran hängen geblieben. Bei uns ist das Verhältniß glücklicherweise ein ganz anderes. Der einzige Mann, der bei dem Bleichröderschen Geschäfte praktisch verloren, der seines erhofften Mandats verlustig gegangene „schwarze Cremer", hat keinen Anlaß, gegen den unbekannten Empfänger der Silberlinge vorzugehen, weil er zugleich der Einzige ist, welcher die labyrinthischen Gänge kennt, die jener Beitrag von der Behrenstraße aus durchzumachen hatte, ehe er an seinem geheimnißumwobenen Bestimmungsorte anlangte. Die „Nationalen" aber, von Herrn v. Hammerstein an bis herunter zu Herrn Luckhardt, deren Partei den Schaden gehabt — denn sie sind ohne Mandat und ohne Geld geblieben —, die „Nationalen" brauchen jetzt für den Spott nicht zu sorgen.

Weihnachtsgefahren.

Von
Maximilian Harden.

Die guten Stoffe liegen bekanntlich in der Luft. Ein fremder Herr, der gleich mir in einem Theaterrestaurant kein belegtes Brödchen mehr erhalten konnte, rief mir einmal herablassend zu: „Sehen Sie — darüber sollten Sie mal schreiben!" Aehnliches ist ganz sicherlich beinahe jedem Schriftsteller schon begegnet; wenn auf glattem Asphaltpflaster ein Pferd stürzt, wenn eine naive Schauspielerin sich Wagen und Pferde anschafft, immer hört man von klugen Leuten: „Darüber sollten Sie mal schreiben!" Als ob der einzelne Fall, sei es der des Pferdes oder der Naiven, wenn er nicht typisch erscheint, ein großes, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetztes Publikum zu interessiren vermöchte.

In Wahrheit ist es mit den Stoffen in der Luft, wie mit den Tauben auf dem Dache: man will sie muthwillig haschen und sie fliegen auf. Was gestern aktuell war, ist es heute nicht mehr, und wiederum ist heute offiziös, wer gestern noch unbescholten war. Das sind die Folgen der „wilden Jagd", die jetzt vor dem großen Weihnachtshallali ruheloser noch als sonst einhertobt. Ist es da möglich, die vielgestaltigen Einzelerscheinungen in einem sauber ausgeführten Bildchen zu einen? Und von diesen Weihnachtsgefahren nicht die letzte ist die, daß überhaupt Niemand Zeit und Lust zum Lesen hat. Was würde es helfen, wollte ich zu einem Rundgang durch den nationalen Weihnachtsmarkt auffordern, um einige bemerkenswerthe Raritäten, wie z. B. den patentirten Ehrabschneider oder den hinterpommerschen Humanitätsagrarier zu zeigen? Nein, wirklich, die Stoffe liegen jetzt nicht in der Luft, sie liegen in den Schaufenstern.

Und dennoch giebt es unter der festlich zerstreuten Menge eine kleine Gruppe von Unbeschäftigten und Unzufriedenen, die mit mürrischer Miene ihr gewohntes Leben gestört sehen durch die Unruhe des frohen Treibens; ich meine die Junggesellen. Sie haben für Niemand Geschenke einzukaufen, denn die Kuchenspende der Wirthin erwidern sie in landesüblicher Münze, die Tannenbäume in den Straßen betrachten sie nur als Verkehrsstörungen, und Zeit haben sie während der Feiertage — ach, so viel Zeit! Bei ihnen wenigstens darf man Aufmerksamkeit sich erhoffen, wenn der horror litterarum die übrige Menschheit erfaßt hat, und es ist nur billig und klug zugleich, für die zu schreiben, von denen man gelesen zu werden erwarten darf. Ich bin in der angenehmen Lage, mich um diese meiner Leser verdient machen zu können: ich will sie warnen. Sie stehen vor einer ernsten, ihnen noch völlig unbekannten Gefahr, sie stehen vor der — Verlobungswoche.

Was fängt man am heiligen Abend an, wenn man kein Weib, kein Kind, kein Heim hat?! Ich kann davon mitreden, denn ich habe es schon auf jegliche Art versucht, mich über diesen wehmüthig schönen Abend hinwegzutäuschen. Aus meinem möblirten Zimmer, wo ich bei St. Schopenhauer, dem Schutzpatron der Unbeweibten, Trost suchte, hat mich der fröhliche Kinderjubel verscheucht, der um den brennenden Baum herumtollte. Die stilvollen Bierhäuser, in denen sich neben der Renaissance des Mobiliars auch die Renaissance der Gesittung zu vollziehen scheint, sind an diesem einzigen Abend verödet; wo sonst skatsinnige Germanen von neun bis eins nichts als Gott zu fürchten gewöhnt sind, da schämen sich jetzt spärliche Gäste eilig hinweg. Die Theater sind geschlossen, sogar die Spezialitätenetablissements, diese herrlichste Blüthe moderner Kultur, sie sind heute unschädlich gemacht. Was thun? Die Straßen sind menschenleer, aus allen Fenstern sehen die brennenden Weihnachtslichte sarkastisch herab auf den gelangweilten Wanderer da unten. Und dazu die Aussicht auf die Feiertage! Diese überfüllten Lokale, dieser Lärm und der zähe Kapaunenbraten beim Mittagessen! Man geräth in eine gelinde Verzweiflung und stößt zornig mit dem Fuß eine umgefallene Tanne fort, die der frierende Händler übrig behalten hat.

Und nun ist der entscheidende Augenblick gekommen. Entweder man zuckt die Achseln und kehrt beruhigt nach Hause zurück. Dann ist man noch nicht so recht weich gekocht; oder aber man erinnert sich, daß man „eigentlich" zu heute Abend eingeladen ist, und dann ist man reif. Allerdings hatte der gemüthliche Sanitätsrath neulich von dem Vergnügen gesprochen, das den Seinen durch die Theilnahme ihres lieben Freundes an der „ganz bürgerlichen" Bescheerung verursacht werden würde, aber der „liebe Freund" hatte nicht einen Augenblick daran gedacht, von der Einladung Gebrauch zu machen. Jetzt, in der neidischen Wuth über seine freudlose Einsamkeit, erinnert er sich von Neuem daran. Soll er — soll er nicht? Schon steht er wieder vor seiner Wohnung, da wendet er mit plötzlichem kräftigen Entschluß den Schritt und geht — in einen Blumenladen, vier Sträuße zu erhandeln für die Frau Sanitätsräthin und ihre drei lieblichen Töchter.

Wem ist es nicht schon aufgefallen, daß in den ersten Tagen eines jeden neuen Jahres der Familiennachrichten erster Theil beängstigend anwächst? Das sind die unausbleiblichen Folgen der Verlobungswoche. Der Kontrast zwischen dem öden Junggesellenlogis und dem festlich erleuchteten, behaglichen Heim bei Sanitätsraths ist zu mächtig, zu ehrlich die Freude bei der Begrüßung des lieben Freundes, auf den schon ein Teller mit guten Dingen wartet; unter der gleichzeitigen Einwirkung auf Geist, Gemüth und Magen schmilzt die vereiste Rinde von dem halb schon vertrockneten Herzen des überzeugungstreuen Hagestolzen. Das Milieu wirkt. Und es plaudert sich so nett mit diesen freundlichen Leuten, die aus selbstloser Freundschaft für ihn das gewohnte Behagen opfern und einen Fremden an solchem Tage aufnehmen in den harmonischen Familienkreis. Was haben nur seine Bekannten für alberne Märchen erzählt, wenn sie mal von Zeit Familie gesimpelt hatten! Da hatte Einer gar behauptet, als er, um eine Plätzevertauschung bei Tische gut zu machen, zur Tochter vom Hause lächelnd, auf die nach alter Sitte gerollten Servietten deutend, gesagt: „Da müssen wir wohl die Ringe wechseln, Fräulein" — habe die herbeieilende Mutter ihnen sofort ihren Segen geben wollen! Dummes Zeug. Hier dachte offenbar Niemand an derartige Freiheitsberaubungen, und er selbst — nun, die drei jungen Mädchen gefielen ihm soweit recht gut, wenn er auch nicht ohne schmerzliches Erstaunen auf dem Weihnachtstische drei schöngebundene Bücher von Ebers entdeckt hatte. Aber „die Gred" gewöhnt sich leichter ab als andere narkotische Mittel, und wenn er erst verh —

„Wenn Sie am zweiten Feiertage nichts Besseres vorhaben, machen Sie uns wohl zu Tisch das Vergnügen?" Schon ist die Widerstandsfähigkeit des schlau Umgarnten gebrochen, mit stummer Kopfneigung nur dankt er der Frau Sanitätsräthin, die ihm in diesem Augenblick der spekulativen Madame Bonivard frappirend ähnlich erscheint. Er kommt am zweiten Feiertage, er kommt zum Sylvesterpunsch, die tolle Lustigkeit, die, alle ängstlichen Schranken überspringend, im Gefolge der letzten Jahrhunderte pünktlich sich einzustellen pflegt, thut ihre Wirkung, man ist verlobt, angetoastet, glücklich, noch ehe man sich recht eigentlich über seinen Zustand klar geworden ist. Als gesitteter Gast hat man die Pflicht, nach seinen schwachen Kräften zum Vergnügen der Wirthe beizutragen, und außerdem — Ehen werden ja im Himmel geschlossen.

Das sind die Weihnachtsgefahren, die auf den ahnungslosen Junggesellen, Fußangeln nicht unähnlich, dräuend lauern. Wie Mancher hat sich schon an den Tannennadeln gespießt; dünn und zerbrechlich erscheinen sie, und dennoch wissen sie ihr Opfer festzuhalten, auch darin jenen „schwachen" Geschöpfen ähnlich, die der Starken Stärkste zu fesseln wußten, und die ihre feinmaschigen Netze nirgends lieber anspinnen, als unter dem Weihnachtsbaum.

Warum diese Gefahr so lange ein Geheimniß blieb? Weil die Familienväter und die Familienmütter sich im Komplott vereinten, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen. Selbst der gelehrte Freund, dem ich soeben diese Skizze vorlese, ruft entsetzt: „Um Himmelswillen, Sie verrathen unsere wichtigsten Geschäftsheimnisse — ich habe selbst vier heirathsfähige Töchter. Darüber sollten Sie nicht schreiben!"